

AUSSENANSICHT

Der Wert der Stadt

Wien schlägt Moskau, Sydney besiegt London: Solche Rankings sind populär. Doch sie machen Urbanität zur globalen Ware – auf Kosten der Bewohner. *Von Michael Schindhelm*

Was ist das: Lebensqualität? Es gibt Menschen, die am Morgen in einer Villa im Londoner Stadtteil Kensington erwachen und zum Mittagessen nach Venedig fliegen. Sie schicken ihre Kinder in gepanzerten Geländewagen zur Schule, und wenn sie nicht in London sind, dann wohnen sie in Florida, Cap Ferrat oder Hongkong. Ein gutes Leben? Als ein Reisbauer in Bhutan für seinen Ernterfolg ausgezeichnet werden sollte, konnte man ihn lange nicht finden: Er hatte seine Feldarbeit eingestellt und lebte vom Gewinn des vergangenen Jahres. Immerhin konnte er sich auf den König seines Landes berufen: Der hatte sich schon in den Siebzigerjahren darüber den Kopf zerbrochen, wie sich die Zufriedenheit seiner Landsleute messen ließe, und erfand das Bruttozialglück. Es sollte das Lebensniveau des Landes vergleichbar machen. Die Entwaldung und der Tourismus galten dem Thron von Bhutan als dem Glück der Untertanen besonders abträglich.

Lässt sich also das Lebensniveau messen? Globale Beratungsunternehmen mühen sich sehr, um darauf eine Antwort zu finden. Inzwischen werden jährlich Analysen über die Lebensqualität von Städten publiziert. Die Ergebnisse sind jedoch widersprüchlich. Der Quality-of-Life Index der Zeitschrift *Economist* sieht in kanadischen und australischen Städten die besten Lebensbedingungen; er begründet das unter anderem mit dem großzügigen indi-

viduellen Lebensraum, den Vancouver oder Sydney ihren Einwohnern bieten. Im Gegensatz hierzu haben im Mercer-Report, der ebenfalls aus den USA kommt, europäische Städte die Nase vorn. Nach Wien liegen drei deutsche und drei Schweizer Städte unter den ersten zehn. Für Mercer machen die moderne Infrastruktur, hohe Standards bei Gesundheit, Erholung und Kultur sowie eine hohe persönliche Sicherheit diese Städte unschlagbar.

Immerhin stimmen die beiden Reports darin überein: Die sogenannten Weltstädte New York, London oder Tokio schaffen es nicht unter die ersten dreißig Plätze. München wiederum, in Deutschland oft als „Millionendorf“ belächelt, rangiert bei Mercer als beste deutsche Stadt auf Platz vier, gefolgt von Düsseldorf und Frankfurt. Auch Berlin schafft es noch unter die weltweit ersten zwanzig. Das überrascht vielleicht mehr, als dass Bagdad und Kabul in diesen Rankings ganz hinten liegen.

Solche Listen erscheinen als unterhaltsam, aber wenig relevant. Mercer hat ein System von 39 Kriterien zu den verschiede-

nen Lebensbereichen von Bildung bis Lebenserwartung entwickelt; die wendet das Institut nun auf die Wirklichkeit von vierhundertzwanzig Städten weltweit an. Überhaupt stellt sich die Frage, welchen Sinn es hat, Städte wie New York, München und Kabul miteinander zu vergleichen.

Venedig mag bei Mercer schlecht wegkommen – und doch ist es einzigartig

Trotzdem erfreuen sich die Rankings wachsender Popularität, vor allem unter Politikern, Marketingexperten, Trendscouts, Immobilienunternehmen. Denn über die Zahlenspiele hinaus enthüllt das Ranking, wie intensiv und hart der globale Wettbewerb ist, in dem die Städte im Werben um Touristen, aber auch um Kapital und Kreativität stehen. Die Karriere der Rating-Agenturen selber spricht für sich. Mercer zum Beispiel half ursprünglich multinationalen Unternehmen, Gehaltsysteme für ihre verschiedenen Standorte

zu entwickeln – so erwarb sich das Unternehmen eine weltweite Kompetenz zur Bewertung von lokalen Lebensbedingungen.

Lebensqualität ist zum Standortfaktor geworden. Der Aufstieg der sogenannten weichen Faktoren wie Bildung, Kultur oder Gesundheit beschreibt den Weg, den die Stadt vom Industrie- zum Dienstleistungszentrum genommen hat. In einer Welt grenzenloser Mobilität und Interaktivität lassen sich Produktionsstätten und Produzenten fast überall ansiedeln, wenn die Rahmenbedingungen stimmen. Unter anderem heißt der Rahmen heute: Lebensqualität – und hier konkurrieren so unterschiedliche Städte wie Moskau und Genf.

Doch selbst wenn man durch immer bessere Bewertungskriterien genauere Resultate erzielt, bleibt bei einem solchen Ranking das Wesentliche einer Stadt auf der Strecke. Es macht ja gerade das, was sie unvergleichlich macht, ihren Charakter aus. Venedig zum Beispiel mag bei Mercer nicht gut wegkommen – die Stadt ist eng, überlaufen und hat feuchte Keller. Und trotzdem eine einzigartige Lebensqualität.

Tatsächlich hat der globale Wettbewerb dazu beigetragen, dass Städte einander ähnlicher werden. Das unter dem Begriff Gentrifizierung bekannte Phänomen der kommerziellen Aufwertung innerstädtischer Zonen mit internationalem Kapital ist zum Feindbild vieler lokaler Initiativen zur Erhaltung urbaner Identität geworden: Erst kommt das Geld, dann kommen die neuen Stadtbewohner, die an einer kommunalen Integration und Nachbarschaftlichkeit gar nicht interessiert sind. Städte werden auch deshalb kommerziell, weil die öffentliche Hand für das Wohlergehen der Bürger nicht mehr alleine aufkommen kann. Der Verkauf von Immobilien in Berlin-Mitte, die ursprünglich freien Kunstprojekten offen standen, ist zwar bekämpft und kritisiert worden, aber angesichts leerer Staatskassen bleibt einem Liegenschaftsfonds heute keine Alternative.

Und so ist paradoxerweise die Stadt, obwohl ortsgebunden, eine international zirkulierende Ware geworden. Die Kunden, die diese Ware kaufen, sind Touristen, die sogenannte kreative Klasse, Vertreter des internationalen Kapitals. Mercer und deren Konkurrenz prägen ein mehr oder minder anerkanntes Gütesiegel der Marke Kopenhagen oder München. Es besteht nicht zufällig ein Zusammenhang zwischen Ranking und Immobilienpreisen. Der Druck auf Kommunalpolitiker ist groß: Top-Positionen sind nicht auf lange Sicht garantiert; auch Städte sind mal in

und mal out. Das neue Kapital, materiell oder intellektuell, kennt weder Wurzeln noch Treue. Die in den meisten Städten dominante Mehrheit von ständigen Einwohnern wiederum fühlt sich oft bedroht: Es geht um den authentischen Charakter ihrer Lebenswelt.

Die Transformation der Stadt von einem relativ homogenen Gemeinwesen zur urbanen Plattform von hoher Mobilität und geringer Integration zwingt zu einer neuen Interpretation dessen, was eine Stadt lebenswert macht. City-Rankings, die vor allem die Attraktivität für den globalen Markt im Auge haben, werden inzwischen der Wirklichkeit so wenig gerecht wie romantische Betrachtungen über Kieze, die sich nicht ändern dürfen. Allerdings: Eine Stadt wird nur dann eine hohe Lebensqualität haben, wenn die Mehrheit ihrer dauerhaften und ihrer zeitweiligen Bewohner das auch so sieht – egal, was irgendwelche Rankings sagen.



Michael Schindhelm, 51, arbeitet als Schriftsteller und Kulturberater für internationale Organisationen. Derzeit leitet er am Strelka Institute in Moskau den Forschungsbereich öffentlicher Raum. FOTO: DAPD